

herum. Ein halbes Berufsleben hat er für die sowjetische Nachrichtenagentur TASS Raketenstarts in Baikonur fotografiert, Sojus auf Sojus. Manchmal fährt er zum Flughafen in Erding und fotografiert die Morgenmaschinen, wie sie abheben.

Mitternachtspause mache ich gerne beim Bayerischen Blinden- und Sehbehindertenbund e. V. am Hauptbahnhof. Eine herrlich verschnarchte Etage, menschenleer und dunkel. An einem Schreibtisch am Fenster zum Innenhof schalte ich die Lampe ein, darunter steht ein Kassettenrekorder. Ich drücke auf »Play«, dann läuft immer Hans Söllner: »Und do drauß'n fährt de Polizei zum dritten Moi vorbei!« Wenn ich meinen Döner verputzt habe, spule ich die Kassette wieder zurück, lösche das Licht und fahre weiter.

Ungefährlich ist es nachts in Tiefgaragen, Lagerhäusern und Rohbauten nicht. Manche Kollegen haben sich mit Klappmessern bewaffnet, andere mit Pfefferspray. Bei der offiziellen Einweisung wird uns geraten, in düsteren Räumen unsere Taschenlampe so zu tragen, dass wir sie notfalls als Schlagstock benutzen können. Die Batterien darin sind sehr schwer.

Einmal kommt es fast zum Unglück, auf einer Baustelle in Haidhausen. Draußen regnet es, drinnen ist es dunkel und stinkt nach mehr als feuchtem Beton. Plötzlich raschelt's rechts von mir, ich fahre erschrocken herum. Im Lichtkegel meiner Schlagstocktaschenlampe blinzelt ein Penner auf seiner Matratze aus Glaswolle. Abwehrend hat er die Arme erhoben und strampelt sich panisch weg von mir. Ich weiche zurück und brülle ihn an, froh, nicht zugeschlagen zu haben.

Drei Stunden später in der Journalistenschule bin ich mir nicht ganz sicher, habe aber den leisen Verdacht, dass meine Müdigkeit sich in gewisser Weise von der Müdigkeit meiner Mitschüler unterscheidet, die die vergangene Nacht im »Atomic Café« durchgemacht haben.

»Die Menschen arbeiten gemeinhin zu viel«, schreibt Cioran, »um noch sie selbst sein zu können.«

Wohin?

Zwölf solcher Jobs habe ich gemacht in mehr als zehn Jahren. Paketdienst, Küchenhilfe, Erdhubarbeit, Tankstelle, Milchfabrik, den ganzen Quatsch. Einfach, um nicht unterzugehen. Um nicht aus der Wohnung zu fliegen oder auf die Schnauze. Um nicht betteln zu müssen, und sei's beim Amt. Wenn man in der Mühle steckt, fehlt die Draufsicht. Du kommst zwar über die Runden, aber nie auf einen grünen Zweig. Du wirst dabei nicht einmal schlauer. Du lernst nichts. Wer über Wasser bleiben muss, hat dafür keine Hände frei. Du empfindest darüber keine Wut, im Gegenteil. Nur diffuse Dankbarkeit. Das ist gerade der Clou bei der Ausbeutung.

Dabei ist jede dieser Tätigkeiten ein biografischer Bremsklotz. Wenn du nichts anderes als Physis und Präsenz zu Markte tragen kannst, bleibt der Sinn stumpf. Du merkst höchstens, dass du im Sumpf dieses Stumpfsinns nicht dein Leben zubringen möchtest. Also schärfst du deine Sinne an wahllos *allem*, was sich als Wetzstein anbietet. Deshalb bleibt, was du lernst, lebenslang lückenhaft. Du liest, wenn überhaupt, immer das Falsche.

Auf diese Weise, als Vorübergehender, wirst du weder stolzer Proletarier noch stolzer Intellektueller. Du steckst zwischen zwei Dünkeln fest. Ein Arbeiter sieht deine Bücher und erkennt, dass du dich für etwas Besseres hältst. Eine Akademikerin sieht deine Bücher und erkennt, dass du es nicht bist. Beide haben recht, und beide irren sie sich. Du bist unterwegs und weißt nicht, wohin.

Es ergibt sich, im Gegenteil, ein tiefes Misstrauen gegen jede Form von Manifest. Gegen jede Form von angemaßter Anwaltschaft für das Glück anderer Leute. Wer »im Namen von« egal wem spricht, zeige

mir sein Mandat – andernfalls möge er oder sie die Klappe halten. Van Morrison hat 1986 ein Album veröffentlicht, dessen Titel mir Programm geworden ist: *No Guru, No Method, No Teacher*.

Deshalb kann ich nur für mich sprechen, und das nur leise. Keine Texte schreiben, die etwas *wollen*. Ich glaube auch nicht, dass es einen Anspruch auf Sichtbarkeit gibt. Und »Sichtbarkeit« alleine ändert keine Verhältnisse. Ich glaube auch nicht, dass »jeder es schaffen kann, wenn er nur will«.

Ich wüsste zu gerne, was dieses »es« eigentlich sein soll. Der Aufstieg in eine höhere Klasse? Wenn man dieses Spiel namens »Meritocracy« auf der PlayStation durchgespielt hat, wo landet man dann? Auf einer Stelle als Professorin, auf dem Sessel des Ressortleiters, einer Jacht im Mittelmeer, dem Titel der *Bunten*? Ist das dann, am Ende aller Runden, der grüne Zweig?

Wenn ich heute an Arbeit denke, fallen mir nicht zuerst meine lächerlichen Jobs ein. Sondern Würde und Scham.

Wenn ich an Arbeit denke, bin ich wieder auf dieser strapaziösen Busfahrt zwischen Leh in Ladakh und Manali in Himachal Pradesh. Irgendwo auf halber Strecke tauchen da in trostlosester Mondlandschaft plötzlich die *schwarzen* Männer auf. Schwarz, als wären wir in einen Albtraum von Hieronymus Bosch geraten. Sie sind wirklich *schwarz* von Kopf bis Fuß, wie die Nacht, wie Schatten oder eben der Teer, mit dem sie da im Himalaja gerade eine Straße bauten. Unser Busfahrer fährt ein wenig langsamer, damit die Bauarbeiter auf die Trittbretter springen und aufs Dach klettern können, um eine Weile mitzufahren, kostenlos. Ein weißeres Weiß als das ihrer Zähne, wenn sie lachten, habe ich nie wieder gesehen.

Wenn ich an Arbeit denke, letzte Geschichte, denke ich an Obey, meinen Taxifahrer auf Jamaika. An einer staubigen Kreuzung in Kingston Town baut sich einer dieser Fensterputzer vor der Kühlerhaube auf. Er ist gegen die Abgase komplett ver mummt, bedrohlich wie eine Figur aus *Mad Max*. Fragend hebt er Sprühflasche und Flitsche. Mir ist das peinlich, ich schaue weg. Obey stöhnt, beugt sich vor, schüttelt den Kopf und wedelt abwehrend mit dem Zeigefinger. Kein Bedarf! Der Vermummte besprüht trotzdem unsere Windschutzscheibe und zieht sie mit der Flitsche trocken. Dann klopft er gegen die Seitenscheibe, hält die Hand auf. Ich bin erleichtert, als die Ampel endlich auf Grün springt.

Aber Obey fährt nicht los. Obey, der in einem Monat weniger verdient als ich mit meiner Schreiberei an einem Tag und mehr als der Fensterputzer in einem ganzen Jahr, bleibt stehen. Und kurbelt jetzt sogar die Scheibe runter: »*Ma'n!* Jetzt hast du dir die Arbeit ganz umsonst gemacht! Ich wollte keine Reinigung! Das hatte ich doch deutlich gemacht, oder? Nein, ich werde dich nicht bezahlen. Verzeih! Aber ich wünsche dir viel Glück, Bruder, ich muss jetzt wirklich weiter! *God bless!*«

Wohin also? Nie nach oben, so viel ist sicher. Es ist schon ein Privileg, sofern dort überhaupt welche wachsen, sich seitwärts in die Büsche schlagen zu können. Um dort zu werden, wer man ist. Und sei's auch nur ein erfundener Baske aus Galicien.

Fischfabrik

Von Lucy Fricke

Es soll keinen Verrat geben, kein Selbstmitleid, keinen falschen Stolz. Ein kluger Schriftsteller sagte mir einmal, die besten Texte schreibe man, nachdem die Eltern tot sind, und wahrscheinlich stimmt das. Ich habe den Fehler gemacht, zu denken, über die eigene Herkunft ließe sich leicht schreiben. Vielleicht wäre das so, wenn ich rücksichtslos sein könnte und wenn ich mich nicht so weit von meiner früheren Welt, meinem früheren Ich entfernt hätte. Aber dann wäre niemand auf die Idee gekommen, mich um einen solchen Text zu bitten, dann würde ich überhaupt nicht schreiben, sondern immer noch in einer Fischfabrik in einem Hamburger Randbezirk stehen. Erst jetzt, da ich glaube, dem entkommen zu sein, den sogenannten Aufstieg geschafft zu haben, wage ich es. Jetzt, da ich eingeladen werde zu Empfängen, Preisverleihungen, Dinnerpartys, bei denen das Gefühl des Fremdseins trotzdem nicht verschwindet. Ich traue ihm nicht, dem Platz, auf dem ich sitze, unbedingt sitzen wollte.

Ich versuche mich zu erinnern an das siebzehnjährige Mädchen, das in der Fischfabrik stand. An eine Jugend, die nichts anderes war als ein Absturz, von dem ich nur in Fetzen berichten kann. Mir ist die Chronologie abhandengekommen, als wären jene Jahre ein Strudel, aus dem nur ab und zu mein Kopf auftaucht. Nur von diesen Momenten kann ich erzählen. Es gibt keine Fotos dieser Jugend. Als hätte sie im Verborgenen stattgefunden, auf dieses Mädchen hat niemand eine Kamera gerichtet. Es gibt auch keine Freunde aus der Zeit, ich habe irgendwann entschieden, alles und alle hinter mir zu lassen. Ich habe das vollzogen, was man einen Schnitt nennt. Mein Leben zerfällt in zwei Teile.

In Gummistiefeln und mit schwerer Plastikschrürze starrte das Mädchen in diesen riesenhaften Kübel voller Frutti di Mare. Es stach eine kleine Schaufel hinein und begann die vorbeifahrenden 100-Gramm-Schalen zu füllen. Neben ihm das Fließband, vor ihm 200 Kilo Meeresgetier. Das Schlimmste war nicht der Ekel, das Schlimmste war die Angst, dass alles so bleiben würde, wie es in diesem Moment war. Das Mädchen machte diese Arbeit nicht, um sein Taschengeld aufzubessern, um im Sommer nach Spanien in den Urlaub zu fahren. Sondern weil es nichts anderes konnte – weil es mitten im Leben stand, ohne Ausbildung und Schulabschluss. Weil es keine Richtung mehr sah, in die es hätte gehen können. Das Mädchen fühlte sich genauso erloschen wie all die Menschen, die es bisher verachtet hatte. Es verstand, dass stumpfe Arbeit die Kraft besaß, einen komplett auszuschalten, so mürbe zu machen, dass man sogar den Gedanken daran verlor, etwas zu ändern. Jeden Morgen stand es um sechs Uhr in der Fabrik, panisch vor Angst, so zu sein wie all jene, mit denen es verwandt war. Angst, dass sich nie etwas ändern würde, dass es ein Entkommen nicht gab.

Eine Variante jener Angst treibt mich heute noch um, als könnte ich jederzeit wieder dort stehen. Als könnte sich das jetzige Leben als Missverständnis oder Illusion herausstellen, als könnte ich alles Erreichte jederzeit wieder verlieren, als würde es mir am Ende gar nicht gehören. Ein einziger falscher Schritt, eine falsche Entscheidung, und ich binde mir wieder die Plastikschrürze um. Die Angst vor dem Absturz ist eine andere, wenn man von dort unten kommt.

Wenn ich mich an jenes Mädchen erinnere, denke ich das Wort *ausgeträumt*. *Es hat sich ausgeträumt, kleine Dame*. Ich weiß nicht, ob jemand diesen Satz zu mir gesagt hat, ob ich ihn mir selbst gesagt habe, jedenfalls fühlte ich mich damals so. Willkommen in der Realität, willkommen an dem Platz, der dir zusteht. Diese Angst, dass das stimmte, dass mehr einfach nicht drin war. Angst kann einen lähmen, sie kann aber auch der Beginn eines Aufbegehrens sein. Ein Anlass zur Flucht.

Damals habe ich meine Kraft überschätzt, vielleicht auch nur die Widrigkeiten unterschätzt, die zahllos sein können bei dem Versuch zu entkommen. Hätte ich gewusst, wie schwer es sein würde, wäre ich vielleicht geblieben, und das wäre mein größter Fehler gewesen.

Es war ein Nachmittag im Winter, als das Mädchen davonlief, weg von der Gewalt, dem Schnaps und dem Unsagbaren, wie es schon oft davongelaufen war, in einem Park die Nächte verbracht hatte, bis die Polizei es aufgriff und in den Wagen bugsierte. Die Mutter es abholte vom Revier, wütend, verzweifelt und irgendwann nur noch stumm. Doch jetzt war das Mädchen sechzehn Jahre alt geworden, und es rannte los, wusste nicht, wohin, schlief auf irgendeinem Sofa, in seinem Schlafsack auf dem Boden eines fremden Zimmers, in Wohnungen von Familien, die ihre Ferien im Süden verbrachten, manchmal blieb nur der Park oder der Tresen einer Bar, die niemals schloss.

Das Mädchen verstand langsam, dass ein Absturz auch nur die logische Folge von Abläufen war, jeder Absturz war ein Prozess, doch was es nicht verstand, war die fehlende Kontrolle, der Verlust der Disziplin, die es immer gehabt hatte, die Erste in der Familie, die aufs Gymnasium ging, eine Streberin, allein in ihrem Zimmer, die sich immer mehr entfernte von den Menschen in den anderen Zimmern, die fest daran glaubte, dass sie mit besten Noten abschließen und an die Uni gehen würde.

Das Mädchen, das sich für etwas Besseres gehalten hatte, sah sich jetzt beim Fallen zu.

Jeden Tag war es mit seinem großen Rucksack in die Schule gegangen, immer öfter viel zu spät, dann tagelang gar nicht, zu müde war es von den Jobs, abends die Küche eines Restaurants auf St. Pauli, nachts eine McDonald's-Filiale am ZOB.

Von den Eltern gab es kein Geld, die Mutter konnte nicht, der Vater wollte nicht, und so schnell wurden keine Eltern verklagt. Das Jugendamt hatte mit den Schultern gezuckt und gesagt: Bis wir das alles durchhaben, sind Sie volljährig. Das Mädchen war nie wieder hingegangen.

Ich erinnere mich an Monate der Wut, eine unkontrollierbare Wut, die sich auf den Straßen, in Kämpfen gegen das System und gegen die Staatsgewalt entlud, es wurden Steine geworfen und Autos angezündet. Es war ein Hass auf Institutionen, zu denen auch die Familie zählte. Ein Hass, der aus Hilflosigkeit erwuchs, aus dem Gefühl, längst nicht mehr dazuzugehören, nie dazugehört zu haben. Wenn man einmal aus der Kurve fliegt, lassen sie einen nicht so einfach mehr rein. Niemand fragt nach den Gründen, wenn du dich nicht anständig benimmst.

Noch heute erkenne ich mich in jedem, der auf seinem Schlafsack am Straßenrand oder in U-Bahnhöfen hockt und nach Geld fragt, die jungen und die alten Frauen, und immer denke ich: Das bin ich gewesen. Das könnte ich sein. Warum bin ich es nicht?

Ich werde die Verwunderung nicht los, die Distanz zu dem, was ich bin, und dem, was ich war, und vielleicht auch zu der Welt im Ganzen, als hätte ich keine Basis, keine Wurzeln, keinen Halt. Ich stehe immer ein wenig staunend und irritiert am Rand mit einer sanften Ungläubigkeit, und seltsamerweise verdiene ich genau damit mein Geld.

An den Raum, in den man mich einlud, kann ich mich nicht erinnern, nur dass die Tische da drinnen zu einem Quadrat angeordnet waren und das Mädchen an einer Seite Platz zu nehmen hatte, die Lehrer auf der anderen Seite kamen ihm wie Figuren aus einem fernen Leben vor. Es wird der Direktor gewesen sein, der dem Mädchen mitteilte, dass es wegen Fehlstunden der Schule verwiesen wurde, es waren 185 Stunden in einem halben Jahr, und es hatte Warnungen gegeben, immer wieder, die hatte es gehört, gelesen und verstanden – es hatte nur nichts ändern können. Ihm war die Kraft ausgegangen. Nicht mal mehr ein Jahr bis zum Abitur, und jetzt verließ es die Schule ohne Abschluss. Man wünschte ihm alles Gute.

Woran ich mich heute noch erinnern kann, ist ein überwältigendes Gefühl von Trotz. Eine wütende, bockige Energie. Ein einziges: Das wird euch noch leidtun!

Ich erinnere mich an dieses Gefühl so genau, weil es mich seitdem nie verlassen hat. Noch immer reagiere ich auf Ablehnung, Scheitern, Misserfolg mit demselben Trotz, mit einer immensen Gegenwehr und Selbstbehauptung. Noch immer weiß ich nicht, woher das kommt, diese leichte Arroganz, sich für etwas Besseres zu halten, nach jedem Fall stärker zu werden, auch wenn es Jahre dauert. Diese verbissene Energie, wenn sich vor mir der Weg versperrt, die Entschiedenheit, einen anderen zu suchen.

Der Wille ist, wie eigentlich alles, ungleich verteilt. Bis dieser Wille jedoch zu etwas Greifbarem wurde, verging eine Zeit, von der ich kaum sagen kann, ob es Monate oder Jahre waren.

Ich weiß nicht, was aus mir geworden wäre, wenn man mich nicht regelrecht von der Straße aufgesammelt hätte.

Ich sehe das Mädchen unter einem Hochbett hocken, in einem zehn Quadratmeter großen Zimmer. Es fühlte sich nicht gerettet, es fühlte sich ganz unten angekommen, in einer betreuten Wohngemeinschaft. Bei seinem Einzug hatte es die Drogen und die Waffe abgeben müssen, die letzten zehn Gramm und die Gaspistole, die es immer bei sich getragen hatte.

In der WG waren sie zu fünf, plus zwei Sozialpädagogen, die mit dem Mädchen zum Sozialamt gingen, zur Therapeutin, zum Arbeitsamt, Wiedereingliederung in die Gesellschaft, so nannten sie das.

Als es einmal allein zum Sozialamt ging, wurde es im Fahrstuhl von einem Obdachlosen angepinkelt, von oben bis unten, von der ersten bis zur fünften Etage stand es in einem Urinstrahl und dachte, dass es diesen Geruch niemals vergessen würde, dass Scham von nun an immer nach Urin stinken würde. Im Zimmer ihrer Sachbearbeiterin holte das Mädchen die durchnässte Liste aus der Jackentasche, auf der Kleidungsstücke standen, die es dringend brauchte. Zur Liste kam dann noch das, was es am Körper trug. Zurück nahm es die Treppe und ging zu Fuß nach Hause. Noch Wochen später hatte es das Gefühl zu stinken, seine Mitbewohner machten Witze darüber bei den gemeinsamen Abendessen, die